

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 23 (1929)
Heft: 17

Artikel: Etwas von der "Volkswirtschaftslehre"
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-926752>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

nur schlafend sei. Am Sonntag (25. August) wurde ihr Leib begraben.

Es tut uns leid, daß sie nicht mehr unter uns lebt, denn sie war uns lieb. Klein und unscheinbar von Gestalt, war Luise immer zufrieden und dankbar für alle Wohltaten, die ihr erwiesen wurden. Viele Jahre hatte sie kein leichtes Leben gehabt. Mit ihrer Mutter lebte sie in einem kleinen Häuschen auf dem Heiternplatz in ärmlichen Verhältnissen. Durch Strümpfestricken suchte sie etwas zu verdienen. Als die Mutter starb, kam Luise dann in den Bürger- spital Zofingen, wo sie gut aufgehoben war und wo es ihr gut gefiel, denn da fand sie große, helle Zimmer, ein sauberes Bett, gutes Essen und freundliche Hauseltern. In diesem Haus hatte Luise schon einmal gewohnt, denn früher war darin die Taubstummenanstalt, wo Luise bei Vorsteher Brack lesen und sprechen gelernt hatte. Diese freundliche Umgebung half Luise etwas über den Trennungsschmerz hinweg, den ihr der Tod der Mutter verursachte, aber oft noch sah Luise sehnstüchtig nach dem Häuschen hinauf, das sie von ihrem Zimmer aus erblicken konnte und wo sie so viele Jahre mit ihrer Mutter Freude und Leid geteilt hatte.

Nun hat der liebe Gott auch Luise von uns genommen in die himmlische Heimat. Dorthin, wo die Mutter ihr vorausgegangen ist. Wollen wir deshalb traurig sein? O nein, sondern wir wollen Gott danken, daß er es mit Luise so gut gemeint hat. Denn der Doktor sagte, wenn Luise noch länger gelebt hätte, würde sie viel Schmerzen bekommen haben.

Jetzt hat sie es gut. Der Leib ruht im Grab, aber die Seele wohnt im wunderbar schönen Paradies. Da gibt es keine Krankheit und keine Schmerzen mehr, keine Sorgen, keinen Kummer, keinen Streit und keinen Reid. Nein, da ist nur Liebe, Friede und Freude. Da wartet sie auf den Tag der Auferstehung. Wie freudig leuchteten die Augen der lieben Verstorbenen, wenn wir in der Bibelstunde etwa von der Zeit sprachen, da Gott abwischen werde alle Tränen von unsren Augen, und wir mit den Engeln Gott loben und preisen und ihm danken werden für alle seine Liebe und Barmherzigkeit.

Ja, auch unsere Luise hat es in ihrem Leben erfahren dürfen, daß Gott die Liebe ist und daß wir einen Vater im Himmel haben, der weiß, was wir bedürfen, und der uns nicht verlassen noch versäumen will, wenn wir ihm vertrauen. Ebräer 13, 5.

G. B.

Zur Belehrung

Etwas von der „Volkswirtschaftslehre“.

Wirtschaft. Der Mensch hat Bedürfnisse der verschiedensten Art, die er befriedigen muß, um leben zu können. Wir benötigen Nahrungsmittel, Kleider und andere Mittel zum Schutz vor Wind und Wetter, zur Erhaltung unserer Gesundheit; aber auch unsere geistigen und seelischen Regungen rufen nach Befriedigung. Dieses Streben nach Bedürfnisbefriedigung, dieses Sorgen für den Unterhalt nennt man wirtschaftliche Tätigkeit oder Wirtschaft. Die Menschheit muß wirtschaften, wenn sie nicht zugrunde gehen will. Der Mensch will aber nicht nur sich und die Seinen erhalten, er will seine wirtschaftliche (ökonomische) Lage dauernd verbessern. Dabei versucht man, mit möglichst geringem Aufwand von Arbeit und Gütern möglichst viele und wertvolle Güter zu erlangen. Man will die Bedürfnisse, ohne große Opfer zu bringen, möglichst vollkommen befriedigen. Das in der menschlichen Natur begründete Verhalten, ein Ziel mit möglichst geringem Müheaufwand zu erreichen, ist auf wirtschaftlichem Gebiete besonders deutlich zu erkennen, so daß man geradezu von einem „wirtschaftlichen“ Verhalten spricht. Liebersteigt jedoch der Aufwand den Erfolg, so liegt ein unwirtschaftliches Handeln vor.

Die Bedürfnisse. Bedürfen heißt soviel als nötig haben, einen Mangel empfinden, den man beseitigen will. Die Bedürfnisse veranlassen den Menschen, wirtschaftlich tätig zu sein. Nach ihrer Wichtigkeit kann man die Bedürfnisse ein teilen in unentbehrliche und entbehrliche. Unentbehrliche (Existenzbedürfnisse) sind solche, die der Mensch befriedigen muß, damit er leben kann; entbehrliche (Kulturbedürfnisse) sind solche, die der Mensch befriedigen möchte, weil sie zur Erhöhung des Lebensgenusses dienen. Das Entbehren von Nahrung, Kleidung und Wohnung wird schmerzlicher empfunden als das Fehlen von Dingen, die bloß dem Behagen dienen. Wenn die Existenzbedürfnisse bis zu einem gewissen Grade gedeckt sind, können sie hinter die sonst weniger wichtigen Kulturbedürfnisse zurücktreten. Die Bedürfnisse sind verschieden je nach den klimatischen Verhältnissen; die Bewohner der Tropenländer werden andere

Bedürfnisse empfinden als diejenigen der gemäßigten oder kalten Zonen. Die Bedürfnisse ändern sich auch im Laufe der Zeit. Je höher die Kultur steigt, desto verschiedenartigere und feinere Bedürfnisse tauchen auf. Es werden höhere Ansprüche an die Art der Nahrung, Kleidung usw. gestellt. In immer größeren Gruppen von Menschen machen sich Bedürfnisse geltend, welche vorher von nur wenigen empfunden wurden. Der Genuss von Kaffee und Zucker galt früher als Luxus, vor Jahrhunderten sogar der Gebrauch der Tischgabel. Luxus ist also ein schwankender Begriff; was heute von vielen als Luxus betrachtet wird, gestaltet sich vielleicht nach Jahrzehnten ein großer Teil der Bevölkerung. Diese Steigerung der Bedürfnisse hat zur Folge, daß der Mensch ununterbrochen bestrebt sein muß, neue Mittel und Wege zu deren Befriedigung zu finden.

Das Gut. Jede Sache, die für geeignet gehalten wird, der Befriedigung menschlicher Bedürfnisse zu dienen, bezeichnen wir als Gut. Ueber die freien Güter, deren Kreis im Laufe der Zeit immer mehr verengt worden ist, kann niemand ausschließlich verfügen; sie sind im Überfluß vorhanden, z. B. Sonnenlicht, Luft und Wasser in wasserreichen Gegenden. Die wirtschaftlichen Güter stehen nicht jedem ohne Mühe zur Verfügung; sie sind nur durch einen Aufwand von Arbeit oder andern Gütern zu erlangen. Sie sind in mehr oder weniger begrenzter Menge vorhanden; die Menschen sind daher gezwungen, sie sparsam und vorsichtig zu gebrauchen. Die Volkswirtschaftslehre befaßt sich nur mit den wirtschaftlichen Gütern.

Diejenigen Güter, die zum Genusse bereit sind, die also unmittelbar der Bedürfnisbefriedigung dienen, nennen wir **Genussgüter** (Nahrungsmittel, Getränke, Kleider, Schmucksachen, Möbel, Wohnhäuser). Je nach der Art der Verwendung, welche diese Güter finden, unterscheiden wir **Verbrauchs- und Gebrauchsgüter**. Dienen die Güter dazu, Genussgüter herzustellen, so haben wir es mit **Produktivgütern** oder **Produktionsmitteln** zu tun, z. B. Maschinen, Werkzeuge, Rohstoffe. Die **Erwerbsgüter** dienen dem Besitzer als Mittel des Erwerbs, indem er mit ihnen z. B. Handel treibt oder sie gegen Zins ausleiht. Die Gesamtmenge von Gütern, die sich im Eigentum eines einzelnen oder einer Gesamtheit von Menschen befinden, nennt man **Vermögen**.

Der Wert. Der Wert ist keine Eigenschaft der Dinge an und für sich; er wird denselben

erst durch die Schätzung des Menschen beigelegt und entsteht durch die Vergleichung der Dinge untereinander. Der Wert ist also das Maß oder der Grad, in welchem ein Gut für geeignet gehalten wird, zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse zu dienen. Bevor man die Bedeutung der Steinkohle als Feuerungsmittel erkannt hatte, war sie ein wertloses Gestein. Werden an einem Gute neue wichtige Eigenschaften entdeckt und erhöht sich daher der Nutzen des Gutes, so steigt dessen Wert. Der Wert beruht schließlich darauf, ob man glaubt, ein Ding gebrauchen zu können. Er hängt ab von der Tauglichkeit des Gutes und von der Dringlichkeit des Bedürfnisses. Wir sprechen dann vom **Gebrauchswert** eines Gutes. Die Beschaffung der Güter erfolgt heute nicht mehr durch direkte Erzeugung, sondern indirekt im Tauschverkehr. Die Fähigkeit, welche einem Gute beigelegt wird, andere Güter gegen sich einzutauschen, heißt **Tauschwert**. Die Höhe des Tauschwertes hängt ab von der Nützlichkeit eines Gutes, von seinem Gebrauchswert. Dazu kommt noch der Grad der Schwierigkeit und des Aufwandes, ein Ding zu erlangen; wichtig ist auch die Seltenheit einer Sache (z. B. Diamant). Je geringer die Zahl der Exemplare ist, um so höher steigt der Tauschwert derselben. Der Tauschwert ist nur denkbar im Verkehr, bei einem Austausch der Güter. Legt jemand aus verschiedenen Gründen einer bestimmten Sache (z. B. Altertümer, Gemälde, Familienstücke) einen besonders hohen Wert bei, so spricht man von **Liebhaberwert**.

Die Volkswirtschaft. Jeder einzelne kann für sich wirtschaften. Schon in den Anfängen der menschlichen Geschichte sehen wir, daß die durch Verwandtschaft verbundenen Menschen sich gruppenweise wirtschaftlich unterstützen. Eine solche Familienwirtschaft erzeugt zunächst noch alle notwendigen Güter selbst; ein Austausch von Produkten findet nicht statt. Die primitivsten Völker leben von Jagd und Fischfang; einer höheren Kulturstufe gehören die mit ihren Herden umherziehenden (nomadisierenden) Hirtenvölker an. Die Ackerbau treibenden Völker sind sesshaft, d. h. sie haben feste Wohnsitze. Nach und nach gewinnen die gewerbliche Produktion (Handwerk und Industrie) und Handel gegenüber dem Ackerbau immer mehr an Bedeutung. Die tauschlose Wirtschaft, die man als **Einzelwirtschaft** bezeichnen kann, tritt zurück. Im Laufe des Mittelalters wurde die Produktion für den einzelnen Bedarf zurück-

gedrängt. Es entwickelte sich, vor allem in den Städten, ein Tauschverkehr, der dann durch das Mittel des Geldes stark gefördert wurde. Die Städte bildeten geschlossene Wirtschaftsgebiete für sich. Die Entwicklung des Verkehrs, die Fortschritte der Technik, die Ausdehnung der Arbeitsteilung und des Handels haben dazu geführt, daß die Menschen immer mehr auf einander angewiesen sind. Dieses Einander-greifen und Zusammenwirken der Einzelwirtschaften eines Volkes bezeichnet man als **Volkswirtschaft**. Die modernen Verkehrsmittel, der Welthandel und die Banken sind die großen Verbindungsglieder der einzelnen Volkswirtschaften. Diese Erweiterung zur Weltwirtschaft hat jedoch nicht ein Verschwinden der einzelnen nationalen Volkswirtschaften zur Folge.

Staat und Volkswirtschaft. Der Staat hat das Interesse der Allgemeinheit gegenüber dem Interesse einzelner zu wahren; erscheint etwas für den einzelnen als vorteilhaft, das vom volkswirtschaftlichen Standpunkt für die Gesamtheit schädlich ist, so ist es Aufgabe des Staates, einzutreten. Ein wichtiges Mittel, das dem Staat einen Einfluß auf die Volkswirtschaft verschafft, ist die Gesetzgebung. Die Betätigung des Staates auf wirtschaftlichem Gebiete bezeichnet man als **Wirtschaftspolitik**. Häufig ist ein solches Eingreifen nötig zum Schutze der Schwächeren, die sich nicht selbst genügend zu helfen vermögen (z. B. Arbeiterschutz). Durch die Staatshilfe ist nicht nur den direkt Beteiligten, sondern auch der gesamten Volkswirtschaft gedient. Der Staat kann durch geeignete Maßnahmen die landwirtschaftliche und gewerbliche Produktion fördern. Von großem Einfluß auf das Wirtschaftsleben ist die Zollpolitik eines Landes. Der Staat greift auch in das Verkehrssehen ein (Bahnen, Post, Bankwesen). Wie weit die Staatstätigkeit gehen soll, darüber sind die Ansichten geteilt. Tatsache ist jedoch, daß die staatliche Einmischung in das volkswirtschaftliche Getriebe in der jüngsten Vergangenheit stark zugenommen hat. Staat und Gemeinde treten auch immer mehr als Unternehmer auf. Bahnen, Post, Telephon, Telegraph etc. werden teilweise oder ganz vom Staat betrieben; es sind dies zumeist der Allgemeinheit dienende Verkehrsmittel, die aus Gründen der Zweckmäßigkeit verstaatlicht werden. Größere Gemeinden besitzen Gas- und Elektrizitätswerke, Straßenbahnen etc., die mitunter auch als Einnahmequellen für die Gemeinde in Betracht fallen.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Unterhaltung

Der rote Teufel.

Erzählung von Hans Gysin, mit Holzschnitten von Hans Wagner, St. Gallen. (Fortsetzung.)

Die Bibel war Paul von Jugend auf ein liebes Buch gewesen, und wer glaubt, daß er sie jetzt nicht mehr gelesen habe, der irrt sehr. Manchen Sonnagnachmittag brachte er mit ihr und dem Schnapskrug zusammen zu: es war ihm, als ob der „Geist“ ihm helse, die Sprüche zu verstehen. Die Bibel hatte ihm auch die Idee von der „lebendigen Quelle“ eingegeben.

Die Buben waren jetzt schon etwas herangewachsen und konnten das Geschäft so leidlich versorgen. Die Mutter war froh über die Hilfe und sorgte für die Buben, so gut sie konnte. Schnaps durften sie ihr keinen anrühren, aber Most sollten sie haben für den Sommer. Im Herbst wurde ein Fäß Most gemacht, und vorsichtshalber wurde der Hahn nicht darein gemacht: „er braucht den Most nicht auch noch zu saufen!“ meinte der junge Pauli. Der Winter ging vorüber, und auch der Lenz und der Heuet stand vor der Tür, da meinte Bethli, sie könnten jetzt doch den Hahn ins Mostfäß machen. Und die Buben folgten diesem Befehl gern: Pauli klopfte mit dem Dengelhammer den Zapfen heraus, Hans stand mit dem Hahnen bereit und Heiri mit einem Kübel, um den etwaigen Spritzer aufzufangen. Der Zapfen flog heraus, schnell steckte Hans den Hahnen ins Loch, merkwürdigerweise lief aber die Sache ganz trocken ab; kein Tropfen kam in den sorglich bereitgehaltenen Kübel und als die Buben und die herbeigerufene Mutter die Sache genauer untersuchten, war das Fäß trocken wie ein Scheunenboden. War der Most verdunstet? Der, welcher es hätte sagen können, war nirgends zu finden, aber ein langes Holunderrohr wurde hinter dem Fäß entdeckt; der Most war nach oben gelaufen, entgegen allen Naturgesetzen.

Die Buben mußten diesmal mit Lindentee heuen, den man recht lange stehen ließ, bis er eine Farbe hatte wie Rotwein, sodaß es niemand merkte beim Vesper, daß der Heuet, wenigstens bei den Buben, alkoholfrei durchgeführt wurde. Es ging über Erwarten gut. So war das vermeintliche große Unglück zum — Glück geworden! Nein, soweit waren die